



CAHIER DE DOLÉANCE
VITTORIO MAGNAGO LAMPUGNANI

Vittorio Magnago Lampugnani, 1951 in Rom geboren, studierte an der Sapienza und an der Universität Stuttgart, wo er 1977 promovierte. In den achtziger Jahren arbeitete er für die Internationale Bauausstellung Berlin und lehrte in Harvard, später gab er in Mailand die Zeitschrift *Domus* heraus und war Direktor des Deutschen Architekturmuseums in Frankfurt am Main. Von 1994 bis 2016 hatte er den Lehrstuhl für Geschichte des Städtebaus an der ETH in Zürich inne und leitete dort das Institut für Geschichte und Theorie der Architektur. 1981 gründete er ein eigenes Büro in Berlin, dann in Mailand. Seit 2010 führt er zusammen mit einem Partner Baukontor Architekten in Zürich. Eines seiner neuesten Bücher ist *Die Stadt von der Neuzeit zum 19. Jahrhundert*, bei Klaus Wagenbach in Berlin erschienen; zu seinen wichtigsten Bauten zählen das Bürogebäude auf dem Novartis Campus in Basel, für dessen Masterplan er verantwortlich ist, das Richti-Quartier in Wallisellen und das Geschäftshaus am Schiffbau in Zürich. – Adresse: Baukontor Architekten, Röntgenstrasse 10, 8005 Zürich, Schweiz. E-Mail: lampugnani@gta.arch.ethz.ch.

Seit über zehn Monaten warte ich auf diese Gelegenheit: eine öffentliche Plattform zu haben, um mein Missbillen, meine Unzufriedenheit, ja meine tiefe Empörung gegenüber dem Wissenschaftskolleg zu Berlin, in dem ich dieses akademische Jahr verbracht habe, zum Ausdruck zu bringen. Nun ist sie gekommen, und ich werde sie freudig und ausgiebigst nutzen.

Angefangen hat alles damit, dass der Rektor mich in einem Brief (ich muss sagen: ausgesprochen überraschend) zu einer Fellowship eingeladen hat und mich um eine kurze und informelle Beschreibung meines möglichen Arbeitsvorhabens ersuchte. Das

war der erste Affront. Denn jeder weiß, dass wir Architekten und Architekturhistoriker es lieben, lange, ausführliche und wortreiche Anträge zu schreiben, die niemand liest und bei denen wir so tun, als wüssten wir genau, was wir erforschen wollen und was dabei herauskommen wird. Auch die praktizierenden unter uns schätzen die Auseinandersetzung mit hunderten, ja tausenden teilweise einander widersprechenden Vorschriften, deren Erfüllung wir in undurchdringlichen Formularen nachzuweisen haben, über alles. Nun bin ich auch noch ein italienischer Architekt, der mit der *carta bollata*, dem staatlichen Stempelpapier, das zu meinem größten Bedauern inzwischen abgeschafft wurde, und mit Anträgen in fünffacher Ausfertigung mit notariell beglaubigter Unterschrift aufgewachsen ist. Der Einladungsbrief war ein schamlos unmissverständlicher Vorstoß, mich der bürokratischen Bereicherung meines Arbeitslebens zu berauben.

Ich bin nicht unbedarft, und außerdem hatte ich, allerdings schon vor vielen Jahren, bereits eine üble Erfahrung mit dem Wissenschaftskolleg gemacht. Also konterte ich schlagfertig, ich könne im besagten Jahr gar nicht kommen, weil es meine Lehrverpflichtungen an der ETH in Zürich nicht erlauben würden. Leider unterschätzte ich die hinterlistige Geschicklichkeit des Rektors und der Institution, die er vertritt. Geistesgegenwärtig bot er mir das darauffolgende Jahr an. Ich hatte keine Ausrede mehr und verfügte mich, das Schlimmste ahnend, nach Berlin.

Natürlich fügte ich mich damit nicht in ein Schicksal, das sich derart verhängnisvoll ankündigte. Nach nur wenigen Wochen erklärte ich, ich wolle gar nicht das tun, wofür ich eingeladen worden war, sondern etwas anderes. Mit einer Listigkeit, an die nicht einmal Odysseus herangereicht hätte, wählte ich als neues Thema die kleinen Dinge des Stadtraums: vom Bordstein über den Gully bis zur Straßenlampe und zum Pissoir. Kein noch so unbedarfter Rektor, kein noch so zerstreuter wissenschaftlicher Beirat dieser Welt hätte sich auf ein so offensichtlich nutzloses und lächerliches Vorhaben eingelassen; die erlauchte Leitung des Wissenschaftskollegs zu Berlin tat es. Unberührt durch das schallende Gelächter, das durch die gesamte architektur- und stadtwissenschaftliche Welt ertönte, willigte sie ein, ja noch mehr: sie ermutigte mich dazu.

Ich saß in der Falle, war mir aber noch nicht ganz der Dramatik meiner Situation bewusst. Denn ich fand mich in einer Gruppe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern wieder, mit denen ich, wie mir bedeutet wurde, interagieren sollte, und zwar sowohl transdisziplinär als auch persönlich. Nun ist es sattsam bekannt, dass wir Architekten zwar gerne reden und auch persönliche Beziehungen eingehen, aber nur und ausschließlich mit unseresgleichen. Die Architektur ist bekanntlich das Dach der Künste,

und die einzigen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner, denen wir auf Augenhöhe begegnen und die unserer Aufmerksamkeit würdig sind, sind andere Architektinnen und Architekten. Deswegen pflegen wir, unserer Arbeit möglichst alleine nachzugehen, ausschließlich untereinander zu verkehren und auch, soweit es sich irgendwie bewerkstelligen lässt, untereinander zu heiraten. Jetzt musste ich diese gesunde Regel durchbrechen und Beziehungen mit Andersartigen pflegen. Als besonders hinterhältig empfand ich, dass die Dinge, mit denen sich meine Kolleginnen und Kollegen (die, ich muss es noch einmal betonen, eben keine Kolleginnen und Kollegen im echten Sinn waren), sich als gar nicht uninteressant herausstellten, sondern überwiegend sogar als entwaffnend angenehm und anregend. Den Trick durchschaute ich sofort, Opfer der böswilligen Machination war ich trotzdem.

Das Ganze, dessen wurde ich rasch gewahr, spielte sich in einem ebenso effizienten wie stilvollen institutionellen Kontext ab. Der Grunewald ist, vor allem in der schönen Jahreszeit, ein reizvoller Ort in Berlin, die Baulichkeiten des Wissenschaftskollegs, sieht man von einem beiläufigen Ausrutscher ab, nobel. Und dann sind da die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Wie sie gefunden und verpflichtet werden konnten, entzieht sich meiner Kenntnis, und ich vermochte es auch trotz intensiver detektivischer Ermittlungen nicht herauszufinden. Unübersehbar ist, dass die Gruppe von Menschen, die für das Kolleg und die Fellows arbeiten, von einzigartiger Kompetenz, Hilfsbereitschaft, Zuvorkommenheit und Charme ist. Das machte freilich die Sache nicht besser, sondern schlechter. Mittelpunkt und letztlich Ziel unserer Arbeit als Architekten ist, selbst dann, wenn wir zu forschen vorgeben, das Bauen. Und beim Bauen geht es ruppig zu. Jeder versucht, den anderen zu übervorteilen, Fallen und Intrigen sind an der Tagesordnung, sämtliche Konflikte, und ich versichere, es sind deren viele, werden mit genüsslicher Grobheit ausgetragen. Entsprechend ist der Umgangston. Das ist unsere Welt, und wir lieben sie. Noch mehr: Wir gehen in ihr auf. In einer rücksichtsvollen, vornehmen, ja geradezu zartfühlenden Umgebung wie jene des Wissenschaftskollegs sind wir wie Fische, denen man das Wasser weggenommen hat.

Das gilt, *cum grano salis*, für jeden Bereich dieser diabolischen Institution an der Wallotstraße, aber einen möchte ich hier herausgreifen, als *pars pro toto*, aber auch als Ort der grausamsten Qual: die Bibliothek. Wenn es eine Sache gibt, die wir Architekten mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln vermeiden, ist es, Bücher zu lesen. Zu Recht pflegte Wolf Jobst Siedler zu sagen, ein Architekt könne keinen Gedanken fassen; wenn er ihn fassen könne, würde er ihn nicht zu artikulieren vermögen; und wenn er ihn artikuliere,

würde er ihn in verständlichen Sätzen niederzuschreiben nicht in der Lage sein. Wir können keine Bücher schreiben, und jene, die es tun, können wir nicht ausstehen. Natürlich haben wir und benutzen wir Bücher: aber nicht, niemals, unter keinen Umständen, um sie zu lesen. Wir sind kreative Menschen, in Tat und Wahrheit die kreativsten, die es auf der Welt gibt, und jegliches Wissen, vor allem historisches, ist ein Hindernis für unsere Kreativität. Allenfalls schauen wir die Bilder an. Denn da wir selber Bilder erzeugen müssen und uns manchmal, unserer legendären Kreativität zum Trotz, nichts einfällt, können wir dann wenigstens eines der Bilder reproduzieren und darauf hoffen, dass niemand das merkt. Insofern ist die Bibliothek des Wissenschaftskollegs mit ihrer Effizienz, ihrem Entgegenkommen und ihrem Sachverstand für uns der Feind schlechthin. Die Strategie, die sie verfolgt, ist ebenso gerissen wie wirksam: die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter halten sich elegant zurück, warten darauf, dass man schwach wird und irgendwann doch nach einem Buch fragt, geben dann scheinbar beiläufig Anregungen, welche anderen Texte vielleicht interessant sein könnten, tun alles, um auch die ausgefallensten Bücher rasch und unkompliziert zu besorgen, und ehe man sich versieht, hat man einen Stapel davon auf dem Schreibtisch. Ich bin ein durch und durch genuiner Architekt und eine außerordentlich starke Persönlichkeit, die jeglicher Versuchung widersteht, aber ich muss zugeben, in meinem Wissenschaftskollegsjahr bin ich öfter schwach geworden, als zu erinnern mir lieb ist.

Die Liste der Beschwerden ließe sich beliebig fortsetzen: Mein Aufenthalt in der Wallotstraße war eine schier nicht enden wollende Abfolge von Hinterhalten, die ich zwar erkannte und deren Gemeinheit ich durchschaute, deren Opfer ich jedoch gleichwohl wurde. Die letzte und größte Perfidie kam als Überraschung, erschütterte mich mehr als jede andere und beschäftigt mich noch in diesem Augenblick: das Jahr am Wissenschaftskolleg war eines der anregendsten, produktivsten, angenehmsten und in jeder Beziehung bereicherndsten Jahre meines Lebens.